

Nr. 143. Bromberg, den 11. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Jans außerordentliche Zuvorkommenheit befremdete Fehr sogar. Wer so unsinnig reich war, hatte es doch nicht mehr nötig, höflich und zuvorkommend zu sein! Je länger Fehr über dieses auffallende Benehmen nachsann, um so überzeugter wurde er, daß dieser neugebackene Reiche sich einem Angehörigen der vornehmen Welt angenehm machen wollte und sich bemühte, Verbindungen anzuknüpfen. An Stelle von Haß und Neid zogen Geringschätzung und Dünkel in ihm ein. Ihm kam der verwegene Wunsch, sich Jan Focks dumme Zuvorkommenheit zunutze zu machen.

Den Nachmittagstee nahmen sie gemeinsam, und nach einer Gesprächspause wagte Jan endlich, die Unterhaltung auf einen gefährlichen Weg zu lenken: Er tat, als sänne er lange nach und sagte, ganz überrascht von dem Ergebnis seines Nachdenkens: „Bitte, erlauben Sie mir eine Frage, Herr von Fehr! Mir ist, als hätte ich Ihren Namen schon einmal irgendwo und irgendwann gehört . . .“

„Sie kennen vielleicht meinen Bruder, der in Chikago eine Sportswerft hat?“

„Ich bin niemals in Chikago gewesen.“

„Nun, die Werft ist in den Staaten sehr gut bekannt.“ Er ließ durchblicken, daß er Mitbesitzer dieses bedeutenden Unternehmens sei, aber Jan schüttelte den Kopf.

„Halt!“ rief er endlich. „In San Remo hab ich Ihren Namen gehört! Sie waren im vergangenen Frühjahr in San Remo, nicht wahr?“

Der Aufenthalt in San Remo war der Anfang beschämender Ereignisse gewesen. Fehr ließ sich nur ungern daran erinnern. Seine Brauen runzelten sich, und er bejahte die Frage sehr zurückhaltend.

Das bemerkte Jan nicht. Er geriet in eine befremdliche Erregung. „Ja! Dort hab ich Ihren Namen gehört! — Warten Sie! Ich glaube sogar, daß ich Ihnen dort begegnet bin! Befanden Sie sich nicht in Gesellschaft einer Dame? Sie war blond, wenn ich mich recht erinnere, schlank . . .“

Fehrs eisig ablehnendes Gesicht fiel jetzt auch Jan auf. Er schwieg sofort und schämte sich seiner taktlosen Ungeschicklichkeit. Vielleicht hatte er schon Fehrs Verdacht erregt? Unvermittelt brach er ab und war sehr zufrieden, als Orpp, sein Privatsekretär, auftauchte und ihm endlich das langerwartete Telegramm Rudyards mit dem ausführlichen Bericht aus Manaos brachte.

Dieser erste Versuch, sich nach Erla Rickenbach zu erkundigen, war also fehlgeschlagen. Jan überlegte, was er tun würde, wenn sie überraschend an Fehrs Seite auftauchte. Mit der Möglichkeit war immerhin zu rechnen, denn er wußte, daß Fehr sich in großer Gesellschaft befand. Diese Gesellschaft wohnte zwar nicht im Hotel, sondern an Bord einer Jacht, die einem Spanier gehörte. Warum sollte sich nicht auch Erla Rickenbach an Bord befinden? Die Jacht lag im Hafen, und die Gefahr einer Begegnung war also vorhanden.

Während sich Jan mit Hilfe seines Dieners zum Abendessen umkleidete, überlegte er, daß er nichts Besseres tun könnte, als Fehr zu seinem Freunde zu machen. Die Reise nach Berlin mußte verschoben werden. Gelang es ihm, Fehrs Freundschaft zu erringen, so konnte er in unauffälliger Weise Erla Rickenbachs Bekanntschaft machen und hatte außerdem einen guten Fürsprecher.

In dem überfüllten Speisesaal fand sich keine Gelegenheit, Fehr zu begegnen. Jan speiste in Gesellschaft Orpps und sah von Zeit zu Zeit zu dem Tisch hinüber, wo Fehr mit einer ganzen Schar von Damen und Herren beieinander saß. Sicherlich waren das seine Bekannten von der Jacht. Zu Jans Erstaunen befanden sich unter den Freunden und Freundinnen Fehrs recht verdächtig aussehende Gestalten. Die Damen waren sehr auffällig gekleidet und noch auffälliger geschminkt; unter den Herren befanden sich einige, die wie Gauner aussahen. Jan begriff nicht, warum Fehr, ein Mann der allerbesten Welt, sich solche Bekannten suchte. Erla Rickenbach war nicht unter den Anwesenden.

Erst spät abends, in der Bar, trafen Fehr und Jan einander wieder. Jan saß einsam vor einem Cocktail und bemerkte mit dem ersten Blick, daß Fehr etwas betrunken war. Zwar bewahrte er eine ausgezeichnete Haltung, aber seine Augen hatten einen feuchten Glanz, und in der Unterhaltung ließ er sich gehen und wurde redselig. Jan bewirtete ihn.

Fehr schlug sogleich einen vertraulichen Ton an und erzählte von Luiz de Riojas schwimmender Spielhölle. Anfänglich klang alles sehr lustig, aber ganz allmählich wechselte seine Stimmung: er wurde gereizt und erklärte mit schonungsloser Offenheit, daß alle Gäste an Bord, ganz besonders aber der Besitzer, Fledderer seien. Er war ausgeplündert worden, ausgeraubt, er besaß nichts mehr und befand sich deshalb in gräßlichster Verlegenheit.

Nichts war Jan willkommener als diese Erklärung, wenngleich er zögerte, einem Manne wie Fehr Geld anzubieten. Und als er es dann doch, freilich sehr behutsam, tat, machte der andere eine großartige Handbewegung, die indessen etwas zu großartig war.

Jan nahm sie deshalb auch nicht ernst und wurde dringlicher. „Es liegt mir fern, mich Ihnen aufdrängen zu wollen, Herr von Fehr. Ich bitte Sie aber, zu vergessen, daß wir uns erst seit wenigen Stunden kennen. Verfügen Sie ganz über mich.“

„Das ist ganz unmöglich!“

„Ich hoffe, wir werden unsere Bekanntschaft in Berlin fortsetzen können und deshalb . . .“

„Sie sind außerordentlich gütig, aber ich fürchte, Sie haben mich mißverstanden. Ein Telegramm an meinen Bruder ist unterwegs. Meine Verlegenheit ist also nicht so groß, wie Sie anzunehmen scheinen. Peinlich ist meine Lage nur deshalb, weil Rioja schon morgen wieder in See gehen will. Bis dahin kann ich selbstverständlich noch keinen Bescheid aus Amerika erhalten.“

„So erlauben Sie mir bitte, Ihnen auszuhelfen, bis die Überweisung Ihres Bruders hier ist.“

Es sah aus, als habe Fehr mit sehr großen Bedenken zu kämpfen, immerhin schien er nicht mehr ganz so bestimmt auf seinem Unmöglich bestehen zu wollen.

Jan sagte mit zartfühlender Rücksicht: „Ich würde es sehr bedauern, wenn meine Worte Sie verletzt hätten. Lehnen Sie bitte mein Anerbieten nicht einer leeren Form wegen ab. Wenn ich Ihnen mit dieser Kleinigkeit gefällig sein dürfte, so wäre es mir wirklich ein großes Vergnügen.“

An Allan Mac Caughty hatte Fehr rund tausend Dollar zu zahlen, an Luiz de Rioja nicht ganz sechshundert. Aber es wäre eine ausgemachte Dummheit gewesen, Jan um solche Kleinigkeit zu bitten. Sechshundert Dollar waren für Jan Fock so gut wie nichts, und es hätte ihn sicherlich befremdet, daß um solcher Geringfügigkeit willen so viel

Aufhebens gemacht worden war. Zudem waren ja Fehrs Schwierigkeiten noch längst nicht behoben, wenn er an Mac Caughty und Rioja die Spielschulden bezahlt hatte; die Schwierigkeiten begannen dann erst. Auf die Telegramme nach Berlin hatte noch immer niemand geantwortet.

„Ich erwarte von meinem Bruder fünftausend Dollar," sagte Fehr schließlich und tat, als handle es sich um eine Nichtigkeit. „Nun ist aber zu befürchten, daß mein Bruder augenblicklich gar nicht in Chikago ist, sondern irgendwo auf dem Lande, und nur aus diesem Grunde ist meine Lage so peinlich . . ."

Jan machte den verlegenen Worten mit einer Handbewegung ein Ende. „Dann dürfen Sie sich nicht weigern, einstweilen das Geld von mir anzunehmen, Herr von Fehr! Vielleicht trifft es sich, daß wir an einem der nächsten Tage gemeinsam nach Berlin reisen können, und Sie werden Ihre Schuld an mich zurückzahlen, wann es Ihnen beliebt. Sie sind einverstanden, nicht wahr?"

Fehr verbeugte sich. „Sie verpflichten mich zu großem Dank . . ."

Sie reichten sich die Hände, aber in Fehr flackerte von neuem der Haß gegen diesen Menschen empor, der mit einer Handbewegung einen Betrag verschenken konnte, um den er selber in tödlicher Verlegenheit war. Mit verkniffenen Augen sah er zu, wie Jan das Scheckheft hervorholte, die Füllfeder auseinanderschraubte und eilig den Vordruck ausfüllte.

Fehr schrieb eine Empfangsbestätigung, gegen deren Annahme sich Jan wehrte, aber Fehr machte ein so beleidigtes Gesicht, daß Jan sich fügte.

An diesem Abend sprachen sie nicht mehr über die heikle Angelegenheit, und als Allan Mac Caughty auf der Suche nach Fehr in der Bar erschien, erhob sich dieser eilig und verabschiedete sich mit überstürzten Entschuldigungen. Es war nicht recht zu ergründen, weshalb er es in so auffälliger Weise vermied, Jan Fock und Mac Caughty miteinander bekannt zu machen. Jan sah ihm kopfschüttelnd nach.

XXIX.

Der Verlobte Erla Rickenbachs war ein merkwürdiger Mann, und Jan hätte sicherlich an ihm manches Zweifelhafte gefunden, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß Fräulein Rickenbach nur einem Manne von untadeliger Sinnesart ihre Hand geschenkt hatte.

War es nicht, als würde Fehr beständig von einem schlechten Gewissen durch tausend Ängste gehetzt? Zeigte er nicht jedesmal eine befremdende Unruhe, wenn Jan mit irgendeinem aus Riojas Gesellschaft belanglose Worte wechselte?

War er mit Jan allein, so überbot er sich in Beweisen aufrichtiger Freundschaft. Aber sobald Jan auf die Reise nach Berlin zu sprechen kam, wich er verlegen aus, und wurde gereizt, wenn Jan dringlicher wurde. Er tat, als erwartete er hier in Genua irgendwen oder irgendetwas. Sollte er den Plan haben, abermals auf Riojas schwimmender Spielhölle abzudampfen? Sie lag noch immer im Hafen, und Fehrs Behauptung, sie werde sogleich wieder in See gehen, war eine Lüge gewesen.

Von allen Seiten wurde Jan gedrängt, sich anzuschließen. Auch Fehr versuchte, ihn zu überreden, aber Jan lehnte ab und war mit Orpp der Meinung, daß mindestens die Hälfte von Fehrs Freunden und Freundinnen eher in eine Zuchthauszelle als auf Deck einer Luxusjacht gehörten. Vor ihren Freundschaftsbeweisen war er keinen Augenblick sicher. Sie überfielen ihn in seinen Zimmern, wenn er sich ihnen entziehen wollte, und er wäre schon längst abgereist, wenn ihn nicht noch immer die Hoffnung zurückgehalten hätte, in Gesellschaft Fehrs Genua zu verlassen. Allmählich begann er zu argwöhnen, daß Fehr ihn aus ganz besonderen Gründen hier zurückhielt. Sollte er etwa Verdacht geschöpft haben und ahnen, aus welchem trüben Ursprung ihre Freundschaft entstanden war?

Dieser Argwohn wandelte sich in schreckerfüllte Bestürzung, als Jan am fünften oder sechsten Tage seines Aufenthalts in Genua eines späten Nachmittags in seinem Zimmer angerufen wurde: eine Dame wünsche ihn sogleich und dringlich zu sprechen. Sie warte in der Halle und habe gebeten, er möge sich unverzüglich zu ihr bemühen.

Das klang wie ein Befehl. Jan versteinte mit dem Hörer am Ohr und konnte keine Frage nach dem Namen seiner Besucherin vorbringen.

„Darf ich der Dame ausrichten, daß Sie kommen werden?"

Jan schluckte schwer. „Jawohl!" stammelte er. „Selbstverständlich . . . ich komme sofort!"

Dann war ein Knacken in der Hörmuschel, die Verbindung war unterbrochen.

Jan legte den Hörer langsam auf die Gabel zurück, und hatte nun keinen Zweifel mehr daran, daß Fehr ihn doch wiedererkannt und durchschaut hatte. Erla Rickenbach war herbeigerufen worden und erwartete ihn unten in der Halle — vielleicht in Begleitung von Polizeibeamten.

Die Damen aus Riojas Gesellschaft wären nicht so umständlich gewesen, ihren Besuch telephonisch anzumelden; sie kamen gewöhnlich einfach zu ihm, und fragten nach keiner Erlaubnis. Also mußte es Erla Rickenbach sein!

Schwere Besorgnis im Herzen, stieg Jan die Treppe hinunter. Er hatte keine Ahnung, wie er Fräulein Rickenbach gegenübertreten sollte, ob er alles zugeben, oder ableugnen mußte.

In der Halle fand sich von Erla Rickenbach keine Spur. Eine ganze Schar Japaner, die heute morgen von London her eingetroffen waren, saßen in den Klubsesseln umher und rauchten ihre süßlich duftenden Zigaretten. Sogar von Riojas Gesellschaft war niemand zu entdecken.

Eine Falle? fragte sich Jan mißtrauisch.

Er sah in den Wintergarten, blickte auf die Terrassen hinaus — seine Besucherin fand er nicht.

Schließlich wandte sich Jan an den Empfangschef, der neben dem Türhüter stand und diesem Anweisungen gab. Er berichtete ihm von dem Anruf und bat um Auskunft.

Ein Anruf? Eine Dame, die Herrn Fock zu sprechen verlangt habe? Er wußte von nichts, erbot sich aber, sogleich nachzufragen. Es ergab sich, daß kein Angestellter des Hotels den Gast auf Nummer 21 mit einem Anruf behelligt habe.

Jan lachte ärgerlich. „Nun, mein Lieber, geträumt hab' ich nicht! Vor fünf oder zehn Minuten bin ich tatsächlich angerufen worden! Mir wurde gesagt, daß mich in der Halle eine Dame erwarte. Fragen Sie bitte in der Fernsprechvermittlung nach, wer die Verbindung mit meinem Zimmer verlangt hat! Wenn es sich um einen albernen Scherz handelt, will ich ihm auf den Grund gehen."

Den Klappenschrank bediente eine junge Schweizerin, die sich in sämtlichen Kultursprachen verständigen konnte. Ohne sich bei ihrer Arbeit stören zu lassen, gab sie den Bescheid, daß Herr Fock vor ungefähr zehn Minuten tatsächlich angerufen worden sei; aber nicht von einem Hausanschluß, sondern von außerhalb, wahrscheinlich von einem Fernsprechautomaten.

Jan und der Empfangschef sahen sich verdutzt an.

„Also war es ein Scherz, Herr Fock, an dem wir unschuldig sind." Eine plötzliche aufsteigende Besorgnis ließ sein Gesicht starr werden. „Oder sollte etwa . . ."

„Was wollen Sie sagen?"

„Hm . . . es sieht beinahe aus, als sei es dem Anrufenden nur darauf angekommen, Sie aus Ihrem Zimmer zu entfernen. Ein alter Trick! Vielleicht . . ."

„Ein Diebstahl?" fragte Jan erschrocken.

Der andere zuckte die Achseln. Jan war erblaßt. Er machte sofort kehrt und eilte die Treppe hinauf. An den Fahrstuhl dachte er nicht in der Eile.

Unterwegs fiel ihm ein, daß er in seiner Bestürzung vorhin vergessen hatte, die Zimmertür abzusperren. Er entsann sich nicht einmal, ob er den Wandtresor im Schlafzimmer ordentlich verschlossen hatte. Und in diesem Wandtresor befand sich Erla Rickenbachs Schmuck!

Auf der Treppe und im Flur begegnete er keinem Menschen. Die Zimmertür war nicht verschlossen, im Salon alles unverändert, aber die Tür zum Schlafzimmer stand weit offen!

Jan erkannte sogleich, daß während seiner Abwesenheit jemand das Zimmer betreten haben mußte.

Auf der Schwelle des Schlafgemachs lähmte ihm ein jäher Schreck alle Glieder: die kleine stählerne Tür des Wandfaches war geöffnet, das Fach leer. Jan starrte entsetzt in die dunkle, viereckige Öffnung.

Dann taumelte er vorwärts, ließ sich, vollkommen erschöpft von diesen wenigen Sekunden, auf das Bett fallen und stützte das Kinn in die Hände. Tausend Gedanken wirbelten durch seinen Kopf. Er dachte keinen zu Ende.

Daß der Dieb des Schmucks sich unter dem Gelichter befand, das zu dem Freundeskreis Riojas gehörte, bezweifelte er nicht. Zu dieser Erkenntnis bedurfte es keiner besonderen Findigkeit. Alle gingen bei Jan ein und aus, und irgendeiner hatte vielleicht zufällig einmal den Schmuck gesehen oder vermutete andere Kostbarkeiten in dem Wandfach.

Verdachtsgründe gegen ein bestimmtes Mitglied dieser Gesellschaft zu finden, war unmöglich. Jan tappte im Dunkeln. Verdächtig waren ihm fast alle. Konnte er zur Polizei gehen, seinen Verlust zur Anzeige bringen und sorgfältige Nachforschungen verlangen? Undenkbar! Er selber war ja ein Dieb! Er selber hatte ja den Schmuck gestohlen! War es nicht das Klügste, dem feigen Wunsch nachzugeben und mit dem nächsten Schiff nach Para zurückzuschwimmen?

Ein behutsames Pochen an der Tür schreckte ihn auf. Der Empfangschef erschien und erkundigte sich mit besorgter

Miene, ob das Rätsel des Anrufs sich auf so schlimme Weise gelöst habe, wie er es befürchtet hatte.

Jan schüttelte den Kopf. „Nein ... Wer sollte hier schon etwas stehlen, nicht wahr?“ Er wandte sich unschlüssig ab und versuchte, sein verstörtes Gesicht den Blicken des andern zu entziehen.

„Dann begreife ich aber nicht ... welch alberner Scherz!“

„Lassen wir es auf sich beruhen!“

„Wie Sie wünschen, Herr Fock!“ Er wollte sich mit einer Verbeugung zur Tür zurückziehen, aber Jan bannte ihn mit einem Wink. „Was ich noch sagen wollte ... ja, also ... ich werde morgen abreisen. Verlassen Sie bitte, daß mir für morgen früh drei Karten nach Berlin besorgt werden!“

„Also ist doch etwas geschehen!“ sagte sich der Empfangschef und ließ seine Blicke neugierig durch das Zimmer schweifen. Aber er entdeckte nichts, was verdächtig war, und als Jan eine ungeduldige Bewegung machte, verbarg er seine Neugier unter einer zustimmenden und sehr ergebenen Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

Ernte.

Skizze von **Erwin Sedding.**

Marias Augen waren blauer als der Julihimmel und ihre Haare goldener als der hohe Roggen. Wenn Andreas nicht so arm gewesen wäre, hätte er hingehen und sprechen mögen: „Ich habe mir immer einen Jungen gewünscht, Maria, aber wenn du die Mutter meines Kindes werden willst, dann soll mir auch ein Mädel recht sein!“

Diese Gedanken mochten von der glühenden Sonne kommen, die kein Wölkchen duldeten in ihrer Erntelust. Mußte ein Tagelöhner nicht zufrieden sein, wenn ihm Arbeit gegeben wurde? Tausende in der Heimat — Andreas wußte es — darbten. Auch die Ähren, zu gleicher Stunde gesät, von demselben Wind bestäubt, konnten nicht alle zum Brot reifen.

Andreas holte weit aus mit seiner Sense. Da kam der Stallbursche den Graben entlang gelaufen und rief: „Du sollst zum Inspektor kommen, er erwartet dich auf dem Hof! Rasch, Andreas, beeile dich!“

Der stellte das Hauen ein. „Warum?“ —

„Weiß nicht. Wirst es schon hören. Aber mach, daß du hinkommst!“ war die Antwort. „Mit Herrn Claus ist heute nicht zu spaßen. Dem geht alles zu langsam!“ —

Andreas knöpfte sein Hemd zu. Er legte die Sense neben den Wasserkrug und zog den Leibriemen an. Der Stallbursche war längst wieder fort, nur die Lerchen jubelten durch den stillen Tag. Plötzlich schrie jemand. — Andreas drehte sich um. Das war Marias Stimme gewesen! Rief sie ihn? —

Er schaute feldein. Am Ende des Ackers, wo die letzten Garben aufgeschichtet standen, entdeckte er das rote Kopftuch des Mädchens. Wie ein Klatschmohn leuchtete es in der Sonne. Andreas trichterte die Hände vor den Mund und schrie eine Frage hinaus. Dünn trug der Wind die Antwort zurück: „Hilfe!“ Nun gab es kein Zögern mehr für ihn: er lief.

Maria lag in den Stoppeln. Sie preßte den Fußknöchel mit brauner Erde, aber Andreas sah sofort, wie er geschwollen war.

„Eine Kreuzotter? —“

„Nein. Nur verstaucht. Bin über den Stein hier gefallen. Was soll ich tun, Andreas?“

Er kniete nieder. Das Bein gehörte in einen festen Verband. Vielleicht war auch der Knochen verletzt. Am besten wäre es gewesen, die Tragbahre zu holen, die in der Remise stand. Aber um diese Zeit die Knechte von der Arbeit zu rufen, war unmöglich.

„Ob Mutter Weidemann zu Hause ist?“

„Ich glaub' schon. Weshalb?“

„Die versteht sich doch auf Krankheiten und so etwas. Die könnte dir kalte Umschläge machen, was meinst du?“

Das Mädchen nickte. Ihre Augen wurden feucht, die Schmerzen schienen immer mehr zu wachsen. Da hob Andreas sie kurz entschlossen auf seine Arme. Der Weg konnte nicht länger als zehn Minuten sein.

Niemand bemerkte ihn, da er, keuchend vor Hitze, bei den Gesindehäusern anlangte. Außer Inspektor Claus, der über den Brunnenplatz schlenderte, wo die Enten in den Pfützen hockten.

Der Schnitter grüßte. Er übergab Maria dem Schutz Mutter Weidemanns und trat dann, noch immer hochroten Gesichts, vor den Brotherrn.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Inspektor.“

„Stimmt. Und daß Sie nicht gekommen sind, stimmt ebenfalls. Wissen Sie, was ich mit den Leuten zu tun pflege, die mir zu langsam sind?“

Schweigen. —

„Die dürfen sich ihren Lohn holen!!“

Ein Hahn krähte vom Geflügelhof her.

„Erzählen Sie: was war mit der Maria!?“

Andreas schluckte die Angst vor der Entlassung hinunter und berichtete. „Wenn ein Mensch in Not ist, helfe ich ihm,“ sagte er.

„Auch wenn es Ihr eigenes Unglück wird?“

„Ja!“

Der Inspektor schaute eine Sekunde lang auf seine Reitstiefel. Dann legte er dem Schnitter plötzlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie sind stolz, Andreas, und mutig. Diese Eigenschaften braucht man beim Mähen nicht. Sie werden von morgen an zu den Teichen fahren. Als Vorarbeiter. Und wenn die Maria einen Arzt braucht, — die zwei Kilometer zum Dorf wird die Stute noch schaffen.“

Andreas mußte lange nachdenken, bis er begriff, was geschehen war. Eine Welle der Dankbarkeit stieg in ihm hoch. „Herr Inspektor! —“ wollte er sagen. Aber da war jener längst seiner Wege gegangen.

Hinter den Zäunen sangen die Mägde das Lied vom Säen und Ernten, vom Keimen und Fruchttragen.

Indianerfest in Guatemala.

Von **Stefani Gerhardt.**

Vorbemerkung: Folgende Schilderungen spielen auf einer Kaffeeplantage (Finca) an der Pazifikküste Guatemalas zur Zeit der Kaffee-Ernte.

Ein furchtbares Getöse schreckt mich aus tiefem Schlaf. Es schreit, johlt und pfeift, knarrt, trommelt und tost. Um mich schwüle, dunkle Tropennacht. Was ist los? Ist Feuer ausgebrochen? Nein. Dann würde das hohe Glöckchen vom kleinen Dorfkirchturm Sturm bimmeln. Es muß also der Auftakt für das am folgenden Tage beginnende Fincafest sein. Acht Tage knarrt und tost es Tag und Nacht. Weitere acht Tage sind nötig, um den Rausch auszuschlafen.

Auf der plaza vor dem Administrationsgebäude herrscht lebhaftes Marktgetümmel. Von weither sind die Indianer und Indianerinnen mit ihren schweren Tragkörben gewandert, tagelang mit behendem Laufschritt einer hinter dem andern. Die Frauen oft mit schweren Körben auf dem Kopf, ein Baby im Umschlagtuch auf den Rücken gebunden. Schon die kleinsten Kinder tragen eine Last auf dem Kopf. Die Kleinen gleichen aufs Haar den Alten. Dieselbe Tracht, dieselbe stolze Haltung, der gleiche wiegende, trippelnde Gang. Voll Freude und Erwartung eilen alle nur irgendwie abkömmlichen Indianer zum Fincafest nach Chocola, dem Ereignis des Jahres.

Die Knarren und Trommeln verstummen. Des Dorfkirchleins Glöckchen läutet zum Gottesdienst. Die kleine Kapelle kann die mehr als tausendköpfige Menge nicht fassen. Nur die Dorfältesten finden darin Platz. Die übrigen stehen dicht gedrängt vor der Kirche. Für den weißen Besitzer der Plantage und seine Gäste ist eine Tribüne errichtet. Viele Indianer, die auf dem Platz keinen Raum mehr finden, klettern in die Bäume und bauen sich dort ihre eigene Tribüne. Um den eigentlichen Gottesdienst kümmert sich die braune Schar herzlich wenig. Wohl sind sie getauft, aber ihr alter heidnischer Kult gefällt ihnen besser. Da können sie ihrer Phantasie freien Raum lassen. Großes Interesse flößen ihnen die Europäer ein, einige von ihnen sahen nur selten Weiße. Die Weißen sind doch zu komisch! Wie spaßig sie gekleidet sind! Die Frauen tragen keine langen Zöpfe, und ihre Röcke reichen nicht bis auf den Boden! Vor unserer Kamera hatten manche große Angst. Der Teufel sitzt darin, kann alle ihre Sünden erkennen und wird sie dafür strafen. Viele laufen davon, wenn wir sie photographieren wollen.

Nach dem Gottesdienst tritt der Älteste der Dorfältesten vor die Kirche, ein Baldachin schützt das weiße Haupt des 99jährigen Greises. Doch hat er sich zur Vorsicht noch ein Kopftuch umgebunden. Seiner vollen Würde bewußt, steht er stramm und sicher da, redet in der Indianersprache zu seinen Brüdern. Dieser Alte mit seiner lederartigen, stark zerfurchten Haut bietet ein prachtvolles Bild.

Der Alcalde, Dorfälteste und Bürgermeister in einer Person, eröffnet die Prozession. An der Spitze laufen johlend und schreiend Indianer mit Riesenknarren, die sie schwerfällig über ihren Köpfen drehen. Sie vollführen einen Höllenlärm. Das sind also die Dinger, die uns nachts aus dem Schlaf schreckten. Acht Tage wollen sie so weiter knarren! Dann folgt der Alcalde. Nun in bunter Reihe,

als Meßbuben mit weißem Hemd und weißem Kopftuch gemusterte Indianerknaben, auf langen Stangen bunte, mit Schilf und Gras verzierte große Riesenlaternen tragend, Trompetenbläser, Paukenschläger, dann wieder Knarrenschwinger. Dazwischen das gröhlende, schreiende Indianervolk. Der Zug ist endlos. Die ganze Lebens- und Leidensgeschichte Christi wird dargestellt. Jede Episode einzeln. Darüber schwebt ein von starken Männern getragener Baldachin. Dazwischen tanzen Engel in weißen Gewändern, mit großen goldenen Flügeln, eine schwarze Maske vor dem Gesicht tragend. Rote und schwarze Teufel zanken sich mit ihnen. Auch diese verbergen ihre Gesichter.

Der ganze Zug grenzt ans Groteske: Riligiosität und Mummenschanz. Mehr und mehr zweigt der Zug von der kirchlichen Überlieferung ab und artet in heidnische Maskendarstellungen aus. Immer mehr Krach und Getöse, ohrenzerreißende Musik. Der Zug geht durch das ganze Dorf, zwischen allen mit Palmenblättern bedeckten Hütten hindurch. Über den Straßen sind große Triumphbögen und Guirlanden angebracht, aber nicht aus Tannen- und Maigrün, sondern lediglich aus Früchten der reich gesegneten Tropenvegetation. Da tanzen in den schönsten Verzierungen die Apfelsinen und Bananen zu Tausenden, leuchtende Mangos und Papayas heben sich malerisch vom dunklen Grün der Palmblätter ab. Die Straßen sind mit Palmwedeln übersät. Die Natur liefert in verschwenderischer Fülle, was diese Naturkinder zur Ausschmückung ihres Festes begehren. Ein Karnevalszug in Nizza kann nicht farbenfroher und lebendiger sein als dieser Mummenschanz.

Bis in die späte Nacht wandern sie weiter, schreien, knarren, musizieren. Sie müssen durch alle 12 Indianerdörfer ihrer Finca wandern. Acht Tage reichen beinahe nicht aus. Nachts feiern sie dann untereinander in ihren Hütten ganz im geheimen weiter. Was sie da betreiben, wissen wir nicht. Es muß altheidnischer Kultus sein. Ein Weißer war einmal vorwitzig und schlich nachts in eine Hütte. Er mußte seine Neugier mit dem Leben büßen. Die Indianer nehmen vieles willig von den Weißen an, nur muß man sie in ihrem Heiligtum, in ihren Hütten und bei ihrem Kult in Frieden lassen. Bei diesen nächtlichen Feiern und Trinkgelagen geht es lebhaft her. Nur zu oft gibt es Streit und Messerstechereien. Alle Fehde des Jahres wird an solch einem Fest ausgetragen. Wenn sich die Verwalter der Plantage einmischen wollen, um Frieden zu stiften, so ergeht es ihnen meistens schlecht. Sie können noch froh sein, wenn sie nur verprügelt werden oder einen ungefährlichen Messerstich erhalten. In seinem Alkoholrausch ist der Indianer schlimmer als ein Tier.

Acht Tage währt die Freude. Acht Tage Lärmen, Schreien, Maskerade. Mit Sonnenuntergang lodern große Feuer gen Himmel, welche die ganze Nacht nicht erlöschen. Im Schein der Flammen toben die wilden Maskentänze der Indianer. Nach acht Tagen ist das Dorf wie ausgestorben. Von dreitausend Arbeitern treten keine tausend mehr zur Arbeit an. Sie kommen erst wieder, wenn sie es dringend nötig haben. Sie besitzen ein Dach über dem Kopfe. Die üppige Natur gibt ihnen, was ihr bescheidener Lebensunterhalt erfordert. Also wozu arbeiten? Dolce far niente!

Bunte Chronik 

*** Was ist ein Gentleman?** Der neue Sprecher im englischen Unterhause wurde bekanntlich kürzlich bei seinem ersten Auftreten von der Arbeiterpartei mit dem Ausrufe begrüßt „Endlich ein Gentleman!" und durch Absingung des Liedes „He is a jolly good fellow" (Er ist ein guter Kamerad) geehrt, nachdem sein Vorgänger sich durch hochfahrendes Wesen und viele Taktlosigkeiten höchst mißliebig gemacht hatte. In diesem Zusammenhange bekommt der Begriff „gentleman" neue, aktuelle Bedeutung. Auch bei uns hat diese Bezeichnung vielfach Eingang gefunden, ohne daß man sich über ihren Sinn recht klar ist. Viele Leute übersetzen das Wort „gentleman" mit „Edelmann", das ist aber falsch. Der Ausdruck läßt sich wortgetreu überhaupt nicht übersetzen, so wie viele Bezeichnungen von Eigenschaften und Dingen in den verschiedensten Sprachen zum Teil unübersetzbar sind. Im Deutschen haben wir z. B. das Wort „Gemüt", das keine andere Sprache richtig wiedergeben kann. Wollte man durchaus in der deutschen Sprache ein Wort für „gentleman" finden, so würde man im übertragenen Sinne vielleicht mit „Ehrenmann" auskommen, obgleich damit die Bedeutung des englischen Wortes nicht ganz erschöpft ist. Es liegt darin außerdem noch die Charakterisierung eines Menschen, der über Herzensbildung, gute Umgangsformen und feinen Takt verfügt. Übrigens soll mit dem Titel „gentleman" keineswegs eine gesellschaftliche Stellung gekennzeichnet werden. Ein englisches Blatt sagt über den Begriff „gentleman" folgendes: „Wenn wir jemand einen Gentleman nennen, so soll damit kein Unterschied zwischen hoch und niedrig, zwischen Rang und Dienstbarkeit, zwischen Reichtum und Armut gemacht werden. Die Unterscheidung ist eine rein geistige. Wer offen, treu und redlich, wer von menschenfreundlichem gefälligen Benehmen, wer ebenso ehrenhaft in seiner eigenen Handlungsweise, wie in seinem Urteil über andere Menschen ist, und wer keines Gesetzes bedarf, außer seinem gegebenen Wort und seinem Gewissen, um ein Versprechen und seine Pflicht zu erfüllen, der ist ein Gentleman, einerlei, ob er ein Lord und Parlamentsmitglied ist, ob er hinter dem Pfluge geht oder in den Bergwerken sein tägliches Brot verdient!"

Lustige Rundschau 

*** Der Sohn.** Generaldirektor hat ein Auto. Eines Tages ist sein Chauffeur todkrank und der Generaldirektor geht, ihn zu besuchen. Er trifft des Chauffeurs fünfjährigen Jungen vor der Tür. „Weißt du auch, kleiner Herr, wer ich bin?" will er ihm eine Mark geben. — „Freilich! Sie sind der Herr, den Papa immer in seinem Wagen mitnimmt!"

*

*** Die gebildete Köchin.** Hausfrau (unerwartet in die Küche tretend): „Wer ist das?!" — Köchin: „Darf ich die Herrschaften bekannt machen: Herr Ziefke, Frau Geheimrat Schulze!"

*

*** Hoffnungsfreude am Badestrand.** „Also, Kleiner, du paßt mal schön auf meine Sachen auf, während ich bade!" — „Wenn Sie nun ertrinken, darf ich dann die Klamotten behalten?"



Rätsel-Ecke

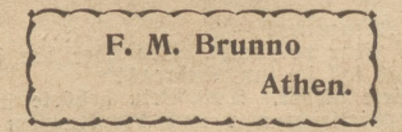


Rösselsprung.

	ver-	trä-	und	wird	
durch	hin-	ge-	der	nen-	her
stand	es	flut	ter-	zorn	die
auf	löscht	und	feu-	weiß	brannt
wie	nicht	hat	der	glut	wie
	wallt	ers-	wo	ge-	

*

Besuchskarten-Rätsel.



Suche die Berufsbezeichnung des Inhabers obiger Besuchskarte durch Umstellung sämtlicher Buchstaben!

*

Lösung der Rätsel aus Nr. 138.

Zusammenstell-Rätsel:

Spruch.

Kannst du kein Paradies durchschreiten,
Schaff' dir ein Glück aus Kleinigkeiten.

*

Rätsel: Flieder — Lieder.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.